

## Schriftliche Anhörung

von Sachverständigen der Enquetekommission IV "Stadtentwicklung und Einsamkeit"

am Freitag, den 18.12.2020

Sachverständige: Ursula Kremer-Preiß, Kuratorium Deutsche Altershilfe

LANDTAG  
NORDRHEIN-WESTFALEN  
17. WAHLPERIODE

STELLUNGNAHME  
**17/3373**

A43

### Einführung

Das Kuratorium Deutsche Altershilfe wurde als Sachverständiger aufgrund seiner Expertise zum Thema Alter und Einsamkeit<sup>1</sup> sowie dem möglichen Beitrag von Quartiersentwicklungsprozessen bei der Bewältigung der Herausforderungen von sozialer Isolation angefragt. Aus dieser Perspektive werden die folgenden Fragen schwerpunktmäßig beantwortet.

### Themen der sozialen Segregation

#### **1. Wie kann Städtebau Einfluss auf die Verbreitung sozialer Segregation ausüben? Wie kann die „Stadt der Zukunft“ ihr entgegenwirken?**

Zunehmend geraten bei der Debatte über Präventionsmöglichkeiten gegen Einsamkeit die Stadtplaner\*innen und Stadtentwickler\*innen ins Zentrum. Unter dem Begriff "Glasgow-Effekt" ist seit Jahren bekannt und durch Forschung belegt, dass die deutlich höhere Sterberate von Menschen in Glasgow (um 15 Prozent höher als im Rest des europäischen Raumes) auch eine Folge der Stadtplanung ist. Auf dem Reißbrett geplante Quartiere haben in vielen Großstädten wie in Glasgow haben nach Meinung von Stadtplanenden zu viele funktionale Aspekte und zu wenig erreichbare Erholungs- und Begegnungsräume. Faktoren, die auch in anderen Großstädten - auch in Deutschland - zutreffen. Stadtplaner\*innen sind sich heute einig, dass Grünflächen und Erholungsorte sowie soziale Austauschmöglichkeiten in direkter Umgebung der Menschen sein müssen, sich in ein Wohnquartier eingliedern und nicht zentral in weiter Entfernung sein dürfen. Ein lebendiges Stadtviertel braucht kurze Wege und viel soziale Mobilität und vor allem **durchmischte Wohnkonzepte**. Büros sollten im gleichen Gebäude sein, wie einzelne Wohnungen und möglichst ein Café oder neben dem Gebäude ein kleiner Freiraum mit viel Grün. In der „Stadt der Zukunft“, die Einsamkeit begegnen will, müssen sich die verschiedenen Räume und Menschen begegnen können.

In diesen durchmischten Wohnkonzepten kommt den **öffentlichen Räumen** eine besondere Bedeutung zu, sie gilt es so zu gestalten, dass sie der sozialen Segregation und Isolation begegnen. Schon in den 1980er-Jahren hat der Soziologe *William Foote Whyte* eine Methode namens „Triangulation“<sup>2</sup> entwickelt, bei der es um die Vermeidung von Einsamkeits-Ursachen und verbesserte urbane Sozialstrukturen durch Durchmischung der Raumfunktionen geht. *Whyte* entwickelte „Settings“, in denen Menschen besser miteinander kommunizierten. Ähnliche Ansätze verfolgen seit Jahren die „Kopenhagenisten“ (u. a. die humanistischen Stadtplaner\*innen der skandinavischen Städte wie *Jan Gehl*).<sup>3</sup>

<sup>1</sup> Hier wird Einsamkeit im Sinne der Definition des Deutschen Zentrums für Altersforschung (DZA) verstanden: Von Einsamkeit kann gesprochen werden, „wenn das soziale Netzwerk in Größe und Qualität von den eigenen Wünschen und Ansprüchen abweicht und Menschen das unangenehme Gefühl des Verlassenseins, des Kontaktmangels oder -verlusts verspüren“.

<sup>2</sup> William Foote Whyte (1980): Das soziale Leben kleiner städtischer Räume, Washington

<sup>3</sup> <https://kommunal.de/stadtplanung-zukunft>

Die Stadt der Zukunft wird aber nicht nur bei der Bauplanung aktiv werden müssen, um sozialer Segregation und Einsamkeit zu begegnen. Es bedarf ebenso sozialer Maßnahmen – vor allem **sozialer „Kümmerer“** -, die die Menschen in den Städten in Kontakt bringen und sie bei der sozialen Integration unterstützen. In Deutschland sind die Ansätze der sozialraumorientierten Stadtentwicklung/Quartiersansätze immer mit der Intention verbunden, den sozialen Austausch in den Lebensräumen der Menschen zu stärken und die Selbstbefähigung der Menschen – auch im Hinblick auf ihre soziale Teilhabe – zu stärken. Die „Stadt der Zukunft“ wird nicht nur von künstlicher Intelligenz oder selbstfahrenden Autos leben, sondern vor allem auch von sozialen Intelligenzen, in denen Quartiere als **integrative Stadtteile** organisiert werden.

## **2. Wie gestalten sich Zusammenhänge von Einsamkeit und anderen sozialen Herausforderungen sowie möglichen multiplen Problemlagen (räumliche Überlagerungen)?**

Bei älteren und unterstützungsbedürftigen Menschen können folgende Problemlagen kumulieren und sich dabei Zusammenhänge von Einsamkeit mit anderen sozialen Herausforderungen ergeben: Der Eintritt des Ruhestandes ist mit dem Verlust beruflicher Kontaktnetze verbunden; Tod des Partners/ der Partnerin bedingt vermehrtes Alleinleben im Alter; der Tod von Freunden und Freundinnen reduziert weitere Kontakte; demografisch bedingter Rückgang von Menschen mit Angehörigen sowie große geografische Distanzen zwischen Familienmitgliedern reduzieren Primärkontakte und familiäre Unterstützungsressourcen; Erkrankungen/körperliche Einschränkungen erschweren die Mobilität und damit auch die soziale Teilhabe; finanzielle Restriktionen aufgrund von reduzierten Alterseinkünften und vor allem Altersarmut können ebenso die soziale Teilhabe gefährden; Umzüge in altersgerechte oder kostengünstigere Wohnungen bedingen den Verlust vertrauter nachbarschaftlicher Beziehungen und evtl. weitere Mobilitätseinschränkungen aufgrund von Umzügen in kostengünstigere aber infrastrukturell weniger ausgestattete Randlagen – diese multiplen Problemlagen können besonders im Alter zur mangelnden sozialen Integration und zu sozialer Isolation führen, und in dessen Folge das Risiko von Einsamkeit im Alter erhöhen. Studien belegen, dass sich zwischen 6% und 10 % der älteren Menschen in Deutschland fast immer oder immer einsam fühlen. Insbesondere in der Altersgruppe 80+ kommt es zu einem Anstieg der Einsamkeit. Nach Schätzungen von Expertinnen und Experten der *Ruhr-Universität Bochum* lag der Anteil der Menschen über 80 Jahre, die chronisch einsam sind, im Jahr 2013 bei ca. 5 Prozent.<sup>4</sup>

Nach den Ergebnissen des *Deutschen Alterssurveys* 2017 hat die Risikoquote für Einsamkeit im Alter zwar in den letzten Jahrzehnten nicht zugenommen. Aufgrund vor allem der demografischen Veränderungen ist jedoch absolut mit einem Anstieg zu rechnen, wenn nicht gegengesteuert wird. Aber es zeichnen sich auch Entwicklungen ab, die das Risiko von Einsamkeit im Alter vielleicht eher mildern werden: Die nächsten Altersgenerationen, insbesondere die Babyboomer, sind gegen viele Risikofaktoren für Einsamkeit gewappnet. Sie sind gesünder, besser gebildet, engagierter und digital mobiler.<sup>5</sup> Das Stigma der sozialen Isolation, das dem Altersbild in der öffentlichen Wahrnehmung generell anhaftet, entspricht schon heute nicht mehr der Realität. Die Altersgruppe 60+ zeichnet sich durch ein breites Spektrum an Lebensstilen und unterschiedlichen Lebensrealitäten aus. Viele ältere Menschen sind bis weit in die achtziger Jahre körperlich fit, andere kämpfen schon mit Mitte 60 mit körperlichen Einschränkungen und einem sich immer weiter verengenden Spektrum auch an sozialen Teilhabemöglichkeiten. Ältere mit geringeren Altersbezügen und Migrationshintergrund unterliegen einem stärkeren Einsamkeitsrisiko als andere ältere Menschen. Auch für das Thema Einsamkeit gilt also: „Die Alten“ gibt es nicht, eine differenzierte Betrachtung ihrer Problemlagen ist gefordert.

---

<sup>4</sup>[https://www.bagso.de/fileadmin/user\\_upload/bagso/03\\_Themen/Einsamkeit/Fachkongress/BAGSO\\_broschuere\\_fachtagung\\_einsamkeit.pdf](https://www.bagso.de/fileadmin/user_upload/bagso/03_Themen/Einsamkeit/Fachkongress/BAGSO_broschuere_fachtagung_einsamkeit.pdf)

<sup>5</sup> <https://www.koerber-stiftung.de/expedition-age-city/news-detailseite/strategien-gegen-einsamkeit-1977>

### **3. Wie können Menschen für Stadtentwicklungsprozesse, beispielsweise auch in der Quartiersentwicklung, erreicht werden? Welche Instrumente bedarf es, um Menschen, insbesondere sozial isolierte Menschen, zu beteiligen? Wie kann Städtebau freiwilliges Engagement fördern?**

Um den gesellschaftlichen (demografische, wirtschaftliche und soziale) Herausforderungen zu begegnen - und damit auch der sozialen Herausforderung der sozialen Isolation -, werden auch im Altenhilfebereich seit Jahren sozialraumorientierte Ansätze der Quartiersentwicklung favorisiert. Quartiersansätze implizieren die sozialen Nahräume so weiter zu entwickeln, dass die dort lebenden Menschen passgenaue Lebenswelten vorfinden. Um das zu erreichen, bedarf es vieler Akteure. Vor allem sind bei der Quartiersentwicklung die Betroffenen zu beteiligen und sie zu befähigen, gemeinsam mit den örtlichen staatlichen, marktwirtschaftlichen und zivilgesellschaftlichen Akteuren ihre Quartiere bedarfsgerecht weiter zu entwickeln. Die Aktivierung der Menschen vor Ort und Initiierung solcher Beteiligungsprozesse sind in der Praxis jedoch eine große Herausforderung.

Dabei wird auch immer wieder die Erfahrung gemacht, dass sich in Beteiligungsprozessen vor allem die „üblichen Verdächtigen“ engagieren und viele Bevölkerungsgruppen bzw. die Artikulationsschwachen bei Beteiligungsprozessen – die sog. „**stillen Gruppen**“ - nicht präsent sind. An solchen Prozessen beteiligen sich häufig Vertreter\*innen der gut situierten Mittelschicht, Männer eher als Frauen, eher Menschen ohne Migrationshintergrund und eher ältere Menschen als jüngere Menschen, wie Umfragen über die Teilnehmerzusammensetzung bei Beteiligungsprozessen zeigen. Vor allem sozial isolierte Menschen werden von den gängigen Aufrufen zur Beteiligung oft nicht erreicht. Das Spektrum der Bürger\*innen, die sich beteiligen, ist bei vielen Projekten daher nicht repräsentativ. Vor diesem Hintergrund erfährt Bürgerbeteiligung häufig den Vorwurf, dass sich eher lautstark vertretene Partikularinteressen durchsetzen und Randgruppen – vor allem sozial isolierte Menschen - eher auf der Strecke bleibt.

Die Aktivierung solcher stillen Gruppen ist in den vergangenen Jahren stärker in den Blick von Quartiersentwicklungsprozessen geraten. Untersuchungen belegen, dass sich nicht generell einzelne Gruppen nicht beteiligen, sondern Menschen, bei denen bestimmte Faktoren kumulieren. Erfahrungen zeigen, dass es fehlende (Vor)Bildung oder mangelnde Sprachkompetenz Menschen schwer macht, sich in Beteiligungsprozesse einzubringen. Auch die Frage des eigenen Zutrauens (kann ich einen sinnvollen Beitrag leisten?) spielt eine zentrale Rolle bei der Frage, ob Menschen sich beteiligen oder nicht. Manche Menschen wiederum verfügen über eine entsprechende Sprachkompetenz, Ausbildung, und haben Zutrauen in ihre Fähigkeiten, ihnen fehlt aber das Interesse, sich einzubringen. Und insgesamt spielt bei der Frage, wer sich beteiligt, auch immer die Frage des Vertrauens in die Akteure vor Ort eine große Rolle. Die *Allianz für Beteiligung in Baden-Württemberg* empfiehlt daher „Brücken zu bauen!“, wenn man Menschen gewinnen will, die sich nicht/wenig in Beteiligungsprozesse einbringen. Folgende Handlungsprinzipien können diese Brücken auch zu sozial isolierten Menschen bauen: Am konkreten Interesse ansetzen; Vertraute Räume der Betroffenen nutzen; Verlässlich sein; Beteiligung einfach machen; vertraute Netzwerke nutzen.<sup>6</sup> Andere haben die Erfahrung gemacht, mit niedrigschwelligen Zugängen, **aufsuchenden Beteiligungsformaten** und Befragungen per Zufallsauswahl die Beteiligungschancen aller Bevölkerungsgruppen zu sichern. Auch gelingt die Ansprache schwer erreichbarer und weniger artikulationsstarker Bevölkerungsgruppen vor allem dort, wo die Sozialraumorientierung und Gemeinwesenarbeit und damit die örtlichen Beteiligungsangebote stark ausgeprägt sind. Erfolgreich ist z. B. auch die Einrichtung von **Beteiligungsbüros**, die an vorhandene lokale Zentren (z. B. Freiwilligenagenturen, Stadtteilzentren, Mehrgenerationenhäuser, Mütterzentren, Bürgerbüros) angebunden sind.

Die Beteiligung der Betroffenen ist auch eine wichtige Grundlage für die Entwicklung von **Engagement**. Wer gefragt und beteiligt wird, wird sich anschließend auch eher aktiv in die

---

<sup>6</sup> [https://allianz-fuer-beteiligung.de/wp-content/uploads/2018/12/AfB\\_Diskurspapier\\_BBStilleGruppen\\_2014.pdf](https://allianz-fuer-beteiligung.de/wp-content/uploads/2018/12/AfB_Diskurspapier_BBStilleGruppen_2014.pdf)

Quartiersentwicklung einbringen. Weitere Gelingensfaktoren für die Förderung von Engagement sind die Schaffung von räumlichen Austauschmöglichkeiten für Engagierte, die Begleitung von Engagierten bei der Planung und Umsetzung sowie die Sicherung einer Anerkennungskultur.

Engagierte sind jedoch nicht alle gleich und bedürfen einer auf ihre Interessenslagen abgestimmte Engagementform. In der öffentlichen Diskussion werden die Begriffe Ehrenamt, Freiwilligenarbeit oder freiwilliges Engagement, häufig synonym zu bürgerschaftlichem Engagement verwendet. Jedoch charakterisieren sie im engeren Sinn verschiedene Formen des Engagements, die historisch gewachsen sind. Lange war in Deutschland die Vorstellung von Engagement geprägt durch das **klassische Ehrenamt**. Aufgrund der kommunalen Selbstverwaltung wurden im 19. Jhd. verschiedene Ehrenämter für wichtige kommunale Aufgaben an ehrenwerte Honoratioren vergeben (z. B. Bürgermeister) oder man engagierte sich als Bürger\*in in Wohltätigkeitsorganisationen oder Vereinen für einen „guten Zweck“ (z. B. freiwillige Feuerwehr oder Armenhaus) langandauernd, formal geregelt, ohne Entlohnung. Diese Tradition prägt auch heute noch das Selbstverständnis vieler Engagierter – vor allem in ländlichen Regionen. Ende der 1980er Jahre veränderte die zunehmende Individualisierung und gesellschaftliche Flexibilisierung das Engagement. Viele wollen und können sich nicht mehr dauerhaft engagieren, sie setzen sich für kurzfristige Projekte ein und wollen auch mehr selbst bestimmen, wie sie sich engagieren. Sie sehen ihr Engagement daher auch weniger als Ehrenamt, sondern als **freiwilliges Engagement**. In den 1990er Jahren hat das Engagement durch die Vereinigung der beiden deutschen Staaten, die Globalisierung und weitere Ökonomisierung eine größere Bedeutung für die Stärkung der Demokratie, für nachhaltige Entwicklung und gesellschaftlichen Zusammenhalt erfahren. Von der Bürgerschaft eingefordert werden veränderte Formen und neue Qualitäten in Beteiligungs- und Planungsprozessen sowie eine Verknüpfung der Bürgerbeteiligung mit Ansätzen direkter Demokratie. Dafür wurde ein neuer Engagementbegriff - das **bürgerschaftliche Engagement** – eingeführt. Die gesellschaftspolitische Bedeutung freiwilliger Tätigkeit steht hier mehr im Fokus. Engagierte Bürger\*innen nehmen hiernach ihre Belange mehr selbst in die Hand, um Daseinsfürsorge vor Ort zu sichern und demokratische Prozesse zu stärken.<sup>7</sup> Die Förderung von Engagement muss diese unterschiedlichen Formen und damit auch unterschiedliche Erwartungshaltungen von Engagierten berücksichtigen und gezielte Instrumente für ihre jeweilige Begleitung entwickeln.

## Quartiersansätze

### ***4. Welchen Einfluss können multifunktionale Orte, Begegnungsstätten wie Jugendeinrichtungen und Bibliotheken und Shared Spaces auf die Reduktion von Einsamkeit haben? Wie sollten diese ausgestaltet sein? Wie können solche Orte genutzt werden, um Kooperationen z. B. zwischen Pflegeeinrichtungen und Schulen/KiTas zu stärken?***

Praxiserfahrungen aber auch wissenschaftliche Studie zur Wirkung von Quartiersansätzen (u. a. DHW Quartiers-Monitoring) belegen, dass Quartiersansätze nachhaltig nur funktionieren und ihre Wirkungen auch im Sinne der Vermeidung von sozialer Isolation und Einsamkeit nur entfalten können, wenn im Quartier Orte der Begegnung und sozialer Austausch sichergestellt werden. So hat sich z. B. gezeigt, dass auch nach Auslaufen von Förderphasen der soziale Austausch im Quartier nachhaltig aufrechterhalten werden konnte, wenn ein Begegnungsort erhalten wurde.<sup>8</sup>

Solche Begegnungsräumen gibt es aktuell für sehr viele unterschiedliche Zielgruppen. Von Jugendeinrichtungen und Kinder- und Familienzentren, über spezielle Begegnungsräume für Menschen mit Migrationshintergrund oder geflüchtete Menschen bis hin zu Altentagesstätten und Treffpunkten der Kirchengemeinden. Sie werden von sehr unterschiedlichen Trägern betrieben und sind meist sehr speziell und teilweise auch ausschließlich für ihre Zielgruppe konzipiert. Wenn

<sup>7</sup> <http://dip21.bundestag.de/dip21/btd/14/089/1408900.pdf>

<sup>8</sup> U.a. <https://www.medhochzwei-verlag.de/Shop/ProduktDetail/quartiers-monitoring-978-3-86216-496-7>

Begegnung in den Quartieren für alle gesichert werden soll und der Zugang gerade für sozial isolierte Menschen erleichtert werden soll, sollten Begegnungsmöglichkeiten zielgruppenübergreifend angelegt werden. Der im Rahmen eines Bundesmodellprogramms erfolgte Aufbau von sogenannten „Mehrgenerationenhäusern“ als Begegnungs- und Austauschorte ist hierfür ein gelungenes Beispiel. Die über 500 **Mehrgenerationenhäuser** fördern das nachbarschaftliche Miteinander und bieten eine umfassende Infrastruktur, die auch zur Vermeidung sozialer Isolation genutzt werden kann. Die mehr als 18.000 Angebote für über 61.000 Nutzerinnen und Nutzer pro Jahr (Stand 2017) stärken nicht nur das Miteinander der Generationen, sondern generell auch die soziale Teilhabe der Menschen und wirken somit präventiv gegen Vereinsamung. Sie führen aber auch ganz speziell Maßnahmen durch, um Einsamkeit zu begegnen. Eine in den Mehrgenerationenhäusern im Juni 2018 durchgeführte Befragung des *Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend* zu Angeboten, die sich explizit an die Zielgruppe einsamer bzw. sozial isolierter Menschen richten, ergab, dass in ca. 250 Mehrgenerationenhäusern spezielle Angebote zum Thema Einsamkeit durchgeführt werden. Die Mehrgenerationenhäuser bieten derzeit insgesamt ca. 880 Angebote an, mit denen sie ca. 11.000 einsame Menschen erreichen. Zu den Zielgruppen gehören unter anderem Menschen mit geringer formaler (schulischer) Bildung, Menschen mit körperlichen Einschränkungen, Berufstätige und Alleinerziehende.<sup>9</sup>

Neben der Offenheit für alle Zielgruppen sind nach praktischen Erfahrungen eine barrierefreie Gestaltung sowie eine feste Begleitstruktur weitere wichtige Gestaltungselemente für solche Begegnungsräume.

**5. Welche Beispiele und Konzepte für gelungene Quartiersentwicklung bezogen auf soziale Integration und als Maßnahme gegen Einsamkeit und soziale Isolation gibt es? Wie können diese bekannten Konzepte auf weitere Städte erfolgsversprechend übertragen werden? Wie können marginalisierte Gruppen, wie Wohnungslose, einbezogen werden?**

Inzwischen gibt es einige Forschungsarbeiten, die sich explizit mit dem sozialen Nutzen von Quartiersprojekten befassen. So wurde 2009 im Auftrag der *Bertelsmann Stiftung* eine sozio-ökonomische Mehrwertanalyse vorgenommen, die aufgezeigt hat, dass in Quartiersprojekten im Vergleich zu klassischen Wohnformen nicht nur die Gesundheitsentwicklung der Bewohnerschaft besser ist und die Kosten für Unterstützungs- und Pflegebedarf sich reduzieren, sondern dass hier vor allem auch das soziale Leben ausgeprägter ist und die Teilhabe am Leben im Quartier gestärkt wird.<sup>10</sup>

Auch Praxiserfahrungen zeigen, dass vielfach in Quartiersprojekten gezielt Initiativen und Maßnahmen entwickelt werden, um das Quartier vor allem auch für sozial Isolierte lebenswerter zu gestalten. Einen Einblick in das Spektrum solcher lokalen Engagement-Initiativen und gelungener Praxisbeispiele gibt der nationale **Wettbewerb "Einsam? Zweisam? Gemeinsam!"**, der im vergangenen Jahr vom *Bundesfamilienministerium* ausgelobt wurde. Hier wurden aus 601

---

<sup>9</sup> [https://www.mehrgenerationenhaeuser.de/fileadmin/Daten/Docs/Fachinformationen/Befragungsergebnisse\\_-\\_Downloads/Zusammenfassung\\_Befragungsergebnisse\\_Einsamkeit\\_web.pdf](https://www.mehrgenerationenhaeuser.de/fileadmin/Daten/Docs/Fachinformationen/Befragungsergebnisse_-_Downloads/Zusammenfassung_Befragungsergebnisse_Einsamkeit_web.pdf)

<sup>10</sup> Netzwerk: Soziales neu gestalten (Hrsg.) (2009): Soziale Wirkung und „Social Return“ – Eine sozioökonomische Mehrwertanalyse gemeinschaftlicher Wohnprojekte. Gütersloh

Bewerbungen in fünf Kategorien 15 herausragende Initiativen zur Bewältigung der Herausforderungen von Einsamkeit prämiert.<sup>11</sup>

Die **Praxisbeispiele** umfassen z. B. eine Telefonhotline des *Vereins Silbernetz* in Berlin, die vereinsamten älteren Menschen einen Weg aus der Isolation bahnen will. Hier wird für sozial Isolierte ein dreistufiges Angebot vorgehalten, das die Möglichkeit des Anrufs bei der Hotline umfasst, um mit jemandem zu reden; weiterhin eine Vermittlung eines/einer ehrenamtlichen Silbernetz-Freundes/Freundin, mit dem/der ein allwöchentliches persönliches Telefonat stattfinden kann; und die Vermittlung von Angeboten im Wohnumfeld für neue Kontakte, Aktivitäten und Unterstützung. Zu den weiteren Praxisbeispielen zählen z. B. Helfernetzwerke wie die *BürgerSozial-Genossenschaft Biberach eG „Gemeinschaft macht stark“*. Hier erhalten Hilfebedürftige Alltagsunterstützung von freiwilligen Helfenden, denen die eingesetzte Zeit im Gegenzug gutgeschrieben wird. Diese Zeit können sie später bei Eigenbedarf abrufen, was auch präventiv gegen Einsamkeit wirken kann. Durch den Kontakt zu wechselnden Helfenden erleben Menschen, die von Vereinsamung bedroht sind, ein ganzes Netz an Kontakten, auf das sie zurückgreifen können. Zu den interessanten Praxisbeispielen zählen auch Projekte, die gezielt die Begegnung fördern oder Einsame zur Begegnung aktivieren. Im rheinland-pfälzischen Mülheim ist z. B. das *„Café für Junggebliebene“* der Treffpunkt für Ältere. Einmal im Monat gibt es einen Mittagstisch und Ausflugsfahrten in die nähere Umgebung. Wer selbst nicht mehr so mobil ist, erhält Unterstützung durch den Hol- und Bringdienst. Und wer gar nicht mehr das Haus verlassen kann, zu dem kommt das mobile Café nach Hause und Ehrenamtliche besuchen die isolierten Menschen in ihrer Wohnung. Im hessischen Marburg wendet sich das städtische Projekt *„In Würde teilhaben“* direkt an isoliert lebende ältere Bürgerinnen und Bürger. Nach einer ersten Kontaktaufnahme werden Hausbesuche organisiert. Schritt für Schritt werden die Älteren wieder an das soziale Umfeld herangeführt und dort integriert. Mit Treffpunkten zum Kennenlernen, Basteln und Diskutieren können auch jene Menschen erreicht werden, die zurückhaltend sind und denen es schwerfällt neue Kontakte zu knüpfen.<sup>12</sup>

Auch für besonders schwer anzusprechende Zielgruppen haben sich gelungene Praxisbeispiele entwickelt. Seit 2016 wird z. B. im Bonner Süden montags bis samstags gemeinsam getafelt. Der *„Suppenhimmel“*, eine Einrichtung der Katholischen Kirche in der Godesberger Innenstadt, öffnet täglich und bietet jedem/jeder eine Mahlzeit, kostenfrei oder gegen eine Spende. Eingeladen sind grundsätzlich alle, unabhängig von Religion, Kultur oder Einkommen. Hier sitzen alte Menschen neben Schulkindern, **Wohnungslose** neben Geschäftsleuten. Das Essen stellen Restaurants vor Ort wechselweise zur Verfügung. Bis zu siebzig Essen werden täglich von Ehrenamtlichen-Teams, geschult und vom Gesundheitsamt unterwiesen, ausgegeben.

Aus all den Praxisbeispielen lassen sich einige Erfolgsfaktoren für die Bewältigung von sozialer Isolation bestimmen: Wichtig ist, an den konkreten Bedürfnissen dieser Zielgruppen anzusetzen, einen niederschweligen oft zugehenden Zugang für Begegnung zu schaffen und vor allem eine vertraute und professionelle Begleitung zu sichern. All diese Praxisbeispiele entwickeln sich nicht von alleine. Sie bedürfen der fachlichen Beteiligung bei der Umsetzung und dies sichert auch ihre Übertragbarkeit in anderen Städten/Quartieren. Für solche **koordinierenden Aufgaben** fehlen jedoch

---

11

[https://www.bagso.de/fileadmin/user\\_upload/bagso/06\\_Veroeffentlichungen/2019/BAGSO\\_Themenheft\\_Gemeinsam\\_statt\\_einsam\\_barrierefrei.pdf](https://www.bagso.de/fileadmin/user_upload/bagso/06_Veroeffentlichungen/2019/BAGSO_Themenheft_Gemeinsam_statt_einsam_barrierefrei.pdf) So z.B.

12

[https://www.bagso.de/fileadmin/user\\_upload/bagso/06\\_Veroeffentlichungen/2019/BAGSO\\_Themenheft\\_Gemeinsam\\_statt\\_einsam\\_barrierefrei.pdf](https://www.bagso.de/fileadmin/user_upload/bagso/06_Veroeffentlichungen/2019/BAGSO_Themenheft_Gemeinsam_statt_einsam_barrierefrei.pdf) So z.B.

häufig die finanziellen Mittel. Zwar sind in der Vergangenheit immer wieder Fördermöglichkeiten für solche koordinierenden Aufgaben im Quartier – z. B. im Rahmen des Bund-Länder-Programms „Soziale Stadt“ für das Quartiersmanagement, von einzelnen Ländern wie NRW und Baden-Württemberg für Sozialraumkoordinator\*innen, vom Deutschen Hilfswerk für die Quartiersentwicklung - geschaffen worden, die jedoch immer zeitlich befristet sind. Auch haben einzelne Kommunen solche Leistungen im Rahmen der kommunalen Daseinsfürsorge übernommen. Diese koordinierenden Tätigkeiten bleiben aber eine freiwillige kommunale Leistung und Kommunen, die sich in der Haushaltssicherung befinden, können diese gar nicht gewähren. Daher fehlt für viele solcher zu koordinierenden Initiativen die Regelfinanzierung. Die Bewältigung der Herausforderungen beim Thema Einsamkeit bedarf eines „sozialen Kümmerers“, der über eine Regelfinanzierung abgesichert werden muss, um nachhaltige Wirkungen erzielen zu können.

**6. In welchem Zusammenhang steht die Barrierefreiheit im Zusammenhang mit sozialer Isolation? Wie kann eine barrierefreie Stadt aussehen und welchen Beitrag kann sie zur Verringerung von Einsamkeit haben?**

Über 90 Prozent der 65-jährigen und Älteren, zwei Drittel der 90-jährigen und Älteren und über drei Viertel der Pflegebedürftigen leben in ganz „normalen“ Wohnungen im Wohnungsbestand und wollen auch dort wohnen bleiben. Die Wohnsituation im „normalen“ Wohnungsbestand ist jedoch häufig nicht so, dass ältere Menschen - vor allem wenn sie Beeinträchtigungen in der Mobilität haben und pflegebedürftig werden - dort gut wohnen können. Die meisten Wohnungen des „normalen Wohnungsbestandes“ sind heute nicht „altengerecht“ und schon gar nicht barrierefrei. Nach einer aktuellen Mikrozensuszusatzhebung hatten 2019 von 12,7 Mio. Seniorenhaushalten (Haushalte mit einem Haushaltsvorstand von 65 Jahren und älter) nur 3,3 Prozent eine barrierearme Wohnung.<sup>13</sup> D. h. nur diese Senior\*innen bewohnen Wohnungen, die genügend Raum in Küche und Bad bieten, ausreichend breite Wohnungs- und Raumtüren sowie Flure haben, um sich dort z. B. mit Rollatoren fortbewegen zu können und einen ebenerdigen Einstieg zur Dusche sowie keine Stufen und Schwellen zur oder in die Wohnung haben, die die Bewegungsfreiheit einschränken. Zwar wurden in den vergangenen Jahren Förderprogramme aufgelegt oder Finanzierungsmöglichkeiten im Sozialleistungsrecht für Wohnungsanpassungen bereitgestellt (z. B. § 40 SGB XI) und Wohnberatungsstellen für die Umsetzung eingerichtet. Dadurch sind viele Wohnungen auch angepasst worden, jedoch reicht dies nicht aus, um die aktuellen und zukünftigen Bedarfe zu decken, damit ältere Menschen auch bei Einschränkungen in ihrer vertrauten Häuslichkeit wohnen bleiben können. Nach Schätzungen gibt es in Deutschland aktuell ca. 700.000 bis 1.000.000 barrierefreie Wohnungen. Bedarfsschätzung gehen davon aus, dass bis 2030 ca. 3,6 Mio. barrierefreie Wohnungen gebraucht werden.<sup>14</sup>

Für viele ältere Menschen kann das vor allem in Zukunft bedeuten, dass sie evtl. ihre Wohnung nicht mehr verlassen können, wenn sie körperliche Einschränkungen haben, was ihre sozialen Kontaktmöglichkeiten erheblich einschränken kann. Alltägliche Einkäufe werden durch einen Bringservice ersetzt, was die Teilhabe weiter einschränkt. Eventuell müssen sie ihre Wohnung ganz verlassen. Ein Umzug aus der Wohnung in eine barrierefreie Wohnung ist oft nicht im vertrauten Wohnumfeld möglich, weil es zu wenig barrierefreie Wohnangebote gibt. Der Wegzug aus dem vertrauten Wohnquartier hat weitere vielfältige Folgen für die soziale Integration. Nachbarschaftskontakte gehen verloren und damit auch – angesichts des professionellen Pflegenotstandes – wichtige Unterstützungsnetzwerke vor allem für die wachsende Zahl an Alleinlebenden.

Nicht nur fehlende barrierefreie Wohnungen, auch ein fehlendes **barrierefreies Wohnumfeld** können Teilhabemöglichkeiten und die soziale Einbindung gefährden. Fehlende Querungshilfen bei stark

<sup>13</sup> Statistisches Bundesamt 2019: Mikrozensususerhebung – Sonderauswertung Wohnen im Alter, Wiesbaden

<sup>14</sup> BBSR 2014: Bestand und Bedarf an barrierefreien Wohnungen, Berlin

befahrenen Straßen, zu wenig öffentliche Toiletten oder fehlende Bänke, schlechte Beleuchtung, Angsträume, ein nicht erreichbarer oder nicht barrierefreier ÖPNV – all das kann die Mobilität einschränken und soziale Teilhabe von älteren und behinderten Menschen erschweren. Bei der Stadtentwicklung muss das Thema Barrierefreiheit daher explizit auch unter dem Aspekt der Vermeidung von Einsamkeitsrisiken in den Blick genommen werden.

## Mobilität ermöglichen

### **7. Welche Ansätze können urbane Strukturen verfolgen, um in bereits bestehenden Strukturen und erschlossenen Gebieten gegen Einsamkeit zu agieren? Welche Best-Practice Beispiele gibt es, in denen bereits bestehende Strukturen umkonzeptioniert wurden, um das nachbarschaftliche Leben lebenswerter zu machen?**

Ein zentrales Element, um in bestehenden Strukturen gegen Einsamkeit zu agieren, ist vor allem die **Mobilität** von älteren und beeinträchtigten Menschen zu erhalten. Hier haben sich in den vergangenen Jahren vielfältige Konzepte und zahlreiche Best-Practice-Beispiele entwickelt, um Mobilität zu ermöglichen und so auch der Vereinsamung entgegen zu wirken: Am meisten verbreitet und vielfach genutzt ist der **Abhol- und Bringservice** zu Veranstaltungen und zum Einkaufen. Dabei geht es oft um mehr als nur den Fahrdienst, der Abhol- und Bringservice ist vielfach zu einem beliebten Treffpunkt zum sozialen Austausch geworden. So fährt z. B. der Fahrdienst „*Lindlar mobil*“ in der nordrhein-westfälischen Gemeinde Lindlar an sieben Tagen in der Woche zu Veranstaltungen, Gottesdiensten oder zu Erledigungstouren und wird über einen Telefondienst gesteuert. Taschenservice und Einstiegshilfe bieten die geschulten Kräfte inklusive. Sofern es sich einrichten lässt, werden den Fahrgästen immer dieselben Fahrer\*innen zugeteilt, damit ein Vertrauensverhältnis gefördert wird. Das führt dazu, dass die Fahrdienste auch von anderen Bedarfen erfahren und Hilfe vermitteln, z. B. für kleinere Unterstützung im Haushalt. Das „*Friedhofsmobil*“ in Köln holt ältere Menschen an der Haustür ab und bringt sie zum Friedhof. Der/Die ehrenamtliche Fahrer\*in begleitet den Fahrgast und hilft beim Blumengießen am Grab. Das kostenfreie Angebot ermöglicht es auch Menschen mit kleinem Portemonnaie, problemlos die Gräber ihrer Angehörigen auf dem Friedhof zu besuchen. Finanziert wird das Projekt von privaten Spenden sowie Kölner Unternehmen. Einige Fahrdienste kombinieren den Fahrdienst ins Einkaufszentrum mit einer persönlichen Shopping-Begleitung. Wie z. B. der *Malteser*-Fahrdienst in Freiburg. Einmal wöchentlich können alte Menschen den barrierefreien Minibus nutzen. Ehrenamtliche helfen beim Ein- und Ausstieg, begleiten den Einkaufsbummel und bringen die Taschen bis in die Wohnung. Eine Bäckerei bietet Sonderkonditionen für die Einkaufs-Duos zum Abschluss ihrer gemeinsamen Fahrt an. Im niedersächsischen Duderstadt fahren Seniorinnen und Senioren beispielsweise in einen sogenannten „*Urlaub ohne Koffer*“. Alljährlich in der ersten Juliwoche gehen ältere Menschen gemeinsam auf Reisen. Jeden Morgen werden sie zu Hause abgeholt und abends zurückgebracht zu geführten Ausflügen in die nähere Umgebung. Auf diese Weise entdecken sie nicht nur längst vergessene Orte wieder, sondern sie lernen sich so in besonderer Atmosphäre besser kennen – auch dies hilft gegen soziale Isolation.<sup>15</sup> Mancherorts werden vorhandene Fahrdienste mitgenutzt oder für eigene Zwecke erweitern, um die Mobilität zu stärken. Die Einrichtung von Mitfahrbänken hat sich hier vor allem im ländlichen Raum, wo sich die Fahrgäste untereinander eher kennen und daher eher vertrauen, bewährt. Doch nicht jede\*r kann und will Veranstaltungen außer Haus wahrnehmen. Zur Stärkung des Austausches haben sich hier mancherorts sogenannte aktivierende Hausbesuche entwickelt. Z. B. bringen im Werra-Meißner-Kreis in Nordhessen Ehrenamtliche der evangelischen Familienbildungsstätte Gymnastik und



individuelles Bewegungstraining in die Häuslichkeit. Die körperliche Aktivierung bewahrt und verbessert die Beweglichkeit, beugt Stürzen vor, fördert auch den sozialen Austausch direkt und ist mit 2,- Euro pro Besuch auch bezahlbar. Die ehrenamtlichen Bewegungspaten werden für ihren Einsatz intensiv geschult und tauschen Fragen, Erlebnisse und Erfahrungen in regelmäßigen, fachlich begleiteten Treffen aus.

Mit sieben Millionen Euro unterstützt zudem das *Bundesfamilienministerium* bis 2024 das *Malteser-Projekt "Miteinander-Füreinander - Kontakt und Gemeinschaft im Alter"*. Damit sollen neue Zugangswege zu älteren und hochaltrigen Menschen sowie der Ausbau von ehrenamtlichen **Besuchs- und Begleitungsangeboten** finanziert werden. In allen Bundesländern sollen diese ehrenamtlichen Angebote an mehr als 110 Malteser-Standorten umgesetzt werden.<sup>16</sup>

Neben der Mobilität wird der soziale Austausch durch den Aufbau sog. **Seniorennetzwerke** und in NRW insbesondere in den ZWAR-Gruppen in vielen Städten gefördert. In Köln werden z. B. seit Herbst 2002 in den Stadtteilen *SeniorenNetzwerke* aufgebaut: unter der Regie der Wohlfahrtsverbände, finanziert von der Stadt Köln. Mehr als 5.000 Frauen und Männer treffen und engagieren sich derzeit hier ehrenamtlich in über 60 Stadtteilen. Hier tanzt oder wandert man zusammen, frühstückt oder lernt mit und voneinander. Sie bilden eine starke, aktive Gemeinschaft, die sich auch für andere Menschen vielfach engagieren. Diese neuen Netzwerkformen ergänzen und reformieren die zumeist betreuende Altenarbeit. Befähigung, Beteiligung, Aktivierung älterer Menschen und die Vernetzung sind hier wichtige Schlagworte, um auch der Einsamkeit zu begegnen. "Nicht für die älteren, sondern mit den älteren Menschen" zu arbeiten kennzeichnet die neue Form der Arbeit.

Auch die vielfältigen Initiativen zur Stärkung einer **lebendigen Nachbarschaft** können Bausteine sein, um in urbanen gewachsenen Strukturen der Einsamkeit zu begegnen. Sei es in digitaler Form wie z. B. „nebenan.de“, die sich bereits als Austauschplattform in vielen Städten etabliert hat oder in analoger Form, wie z. B. in Aachen die „*Öcher Frönnde*“. Die *Öcher Frönnde* pflegen seit 2004 einen lebendigen Nachbarschaftsring für mehr Lebensqualität und um Zusammengehörigkeit in den Wohnvierteln zu fördern. Auch hier können Hilfen eingebracht und von anderen empfangen werden. Das Stundenkonto, auf dem Nehmen und Geben erfasst werden, entlastet die Teilnehmenden vom Gefühl des Revanchierens. Wer möchte, kann das Konto als Zeitrente für später sparen oder für den sofortigen Bedarf nutzen. Die Erfahrung hat gezeigt, dass die Menschen des Nachbarschaftsringes eine große Zusammengehörigkeit erleben.<sup>17</sup>

**8. Welchen Einfluss haben neue Wohn- und Gemeinschaftsformen auf das Einsamkeitsempfinden von Menschen? Wie beeinflussen neue Wohnformen und Wohnkonzepte das Einsamkeitsempfinden? Wie sind Initiativen wie Mehrgenerationenhäuser oder Dörfer für Hochbetagte, die es z. B. vermehrt in den Niederlanden gibt, zu bewerten? Wie sieht deren Umsetzung in Deutschland aus?**

Auch eine Veränderung der Wohnsituation kann eine wirksame Methode sein, um der Vereinsamung im Alter entgegenzuwirken. Viele klassische Wohnangebote in den stationären Wohnsettings (Wohnen im Heim) oder ambulanten Wohnsettings (Wohnen in vertrauter Häuslichkeit) sind nicht immer passgenau auf die individuellen Bedarfe der älteren Menschen ausgerichtet – auch in Bezug auf die soziale Integration, Vermeidung von Einsamkeit und Teilhabesicherung. So zeigt z. B. die *Heidelberger Hundertjährigen Studie*, bezüglich der Ergebnisse zum Wohlbefinden von Hundertjährigen: Hundertjährige, die zuhause lebten, fühlten sich mehr sozial eingebunden und waren zufriedener mit ihrem Leben als Hundertjährige, die in Institutionen (z. B. Pflege- oder

---

<sup>16</sup> <https://www.bmfsfj.de/bmfsfj/aktuelles/presse/pressemitteilungen/ministerium-foerdert-malteser-projekt-gegen-einsamkeit-im-alter/160700>

<sup>17</sup> <http://www.oecher-froennde.de/>

Seniorenheimen) lebten.<sup>18</sup> Aber auch viele Ältere, die zuhause leben, fühlen sich einsam und Studien belegen, dass die Einsamkeitsproblematik für viele älterer Menschen, die alleine zuhause leben, ein Umzugsgrund für den Wechsel in eine andere Wohnform ist.<sup>19</sup>

Hier hat es in der Vergangenheit Veränderungen gegeben, die Wohnangebote im stationären Bereich aber auch im ambulanten Bereich sind weiterentwickelt worden. **Stationäre Wohnsettings** haben ihr Angebot dahingehend verändert, dass sie mehr Selbstbestimmung, ein am normalen Alltag orientiertes Leben und auch mehr soziale Eingebundenheit ermöglichen (z. B. Stationäre Hausgemeinschaftskonzepte, die ein familienähnliches Zusammenleben schwer Pflegebedürftiger ermöglichen oder stationäre Quartiershäuser, wo sich Heime ins Quartier öffnen und damit auch den sozialen Austausch mit dem Quartier für die Bewohnerschaft stärken). **Ambulante Wohnsettings** stellen sich der Herausforderung, die individuelle Lebensweise mit mehr Versorgungssicherheit sowie mehr Teilhabe zu verbinden. Das Wohnen in vertrauter Häuslichkeit wird gestärkt durch mobile dezentrale Angebote und vielfältige soziale Austauschmöglichkeiten. Ein Beispiel dafür ist z. B. der Wohnbund der Initiative der *Heilhaus Stiftung Kassel*. Hier wird von einem Zentrum aus ein umfassendes Bündel an Unterstützungs- und sozialen Austauschmöglichkeiten für Menschen zuhause in ihrem Wohnviertel organisiert.<sup>20</sup>

Gleichzeitig hat sich ein **Spektrum an „neuen“ Wohnformen zwischen Heim und Häuslichkeit** entwickelt, deren „Neuheit“ sich nicht in dem zeitlich neu - noch nie dagewesenen - manifestiert. Ihre Innovation liegt darin, dass sie neue Lösungen für Herausforderungen der klassischen Wohnsetting suchen – auch für die Herausforderung der sozialen Isolation von älteren Menschen. Zu diesen „neuen“ Wohnformen, die vor allem mehr soziales Miteinander stärken wollen, gehören insbesondere die vielfältigen **gemeinschaftlichen Wohnformen** – von der klassischen Senioren WG oder Senioren-Dörfern über Mehrgenerationenwohnprojekte, Pflegewohngemeinschaften, gemeinschaftliches Wohnen auf dem Bauernhof, Beginen-Wohnprojekte bis hin zum Cluster-Wohnen oder zu virtuellen Wohngemeinschaftsformen – alles Konzepte, mit denen auch in anderen europäischen Nachbarländern experimentiert wird. So unterschiedlich diese Wohnmodelle auch sind, sie haben alle gemeinsam, dass sie neue Formen des gemeinschaftlichen Zusammenlebens erproben und die gegenseitige Unterstützung sichern wollen. Die staatlichen Sicherungssysteme unterliegen seit mehreren Jahrzehnten einer tiefgreifenden Transformation. Sozialstaatliche Leistungen werden abgebaut und an ihre Stelle tritt die Eigenverantwortung, sich privat oder institutionell anderer Wege der Versorgung und Sicherung zu bedienen. Es kommt zu einer Verlagerung der Verantwortung auf das Individuum. Doch diese Eigenverantwortlichkeit können nicht alle leisten. So entwickeln sich zunehmend gemeinschaftliche selbsttragende Strukturen jenseits von staatlichen oder privatwirtschaftlichen Versorgungsangeboten. Co-Gardening, Co-Working, Co-Living, Co-Mobility oder Sharing-Konzepte sind Ausdruck dieser Bewegung, aber auch viele gemeinschaftliche Wohnprojekte. Man versucht dem Alleisein und Alleinwirken zu begegnen, wie schon das Motto der Pioniere solcher Wohnkonzepte „Gemeinsam statt einsam!“ deutlich macht. Es werden neue soziale Netze aufgebaut und neue Wahlfamilien und Wahlverwandtschaften etabliert, die Unterstützung und Kommunikation in unmittelbarer Nähe sowie gemeinschaftliche Aktivitäten garantieren soll. Die Möglichkeit zu gemeinschaftlichen Aktivitäten und nachbarschaftlicher Hilfe ist ein tragender Bestandteil des eigenen Selbstverständnisses vieler Projekte. Anders als ihre

---

<sup>18</sup> Rott, C., d'Heureuse, V., Schönemann, P., Kliegel, M., & Martin, P. (2001): *Heidelberger Hundertjährigen-Studie (Forschungsbericht Nr. 9)*. Heidelberg: Deutsches Zentrum für Altersforschung

<sup>19</sup> [https://www.gkv-spitzenverband.de/pflegeversicherung/forschung/modellprojekte\\_45f/pflege\\_modellprojekte\\_45f.jsp](https://www.gkv-spitzenverband.de/pflegeversicherung/forschung/modellprojekte_45f/pflege_modellprojekte_45f.jsp).

<sup>20</sup> <https://www.heilhaus.org/web/guest;jsessionid=9EBE3873B936561B410A07921AC65312>

Vorreiter gehören solche Konzepte heute nicht mehr zu den gesellschaftlichen Utopisten. Gemeinschaftliche Wohnformen sind ein realistisches Konzept, auf dessen Basis viele gesellschaftliche Entwicklungen bewältigbar erscheinen. Grundlage des gemeinschaftlichen Wohnens ist schließlich die Einbindung in ein verlässliches soziales Netzwerk, das auf gegenseitiger Unterstützung basiert, jedoch ebenso den individuellen Rückzug ermöglicht und die Selbstständigkeit erhält.<sup>21</sup>

Genauere Zahlen, wie viele Projekte gemeinschaftlicher Wohnformen existieren, liegen nicht vor, da es keine Meldepflicht für solche Wohnformen gibt und sie daher nicht in amtlichen Statistiken separat ausgewiesen werden. Zudem gibt es hier häufig definitorische Abgrenzungsprobleme, z. B. zu allgemeinen Siedlungsprojekten. Aktuell sind in der Datenbank „*Wohnprojekte-Portal*“ der Stiftung Trias fast 800 realisierte selbstständige gemeinschaftliche Wohnprojekte gelistet und weitere rund 300 Projekte, die sich in der Gründung befinden oder ein solches Vorhaben planen. Die tatsächliche Zahl wird aber wesentlich höher geschätzt, da sich nicht alle gemeinschaftlichen Projekte in dieser Datenbank selbst registrieren.<sup>22</sup> Schätzungen aus dem Jahr 2016 gehen deutschlandweit von mindestens 2.000 bis 3.000 gemeinschaftlichen Wohnprojekten aus, in denen durchschnittlich 45 Personen leben. Danach würden ca. 90.000–135.000 Personen in solchen gemeinschaftlichen Wohnformen in Deutschland wohnen.<sup>23</sup>

Ein steigender Bedarf an solchen neuen Wohnformen ist vor allem in zwei Lebensphasen festzustellen: Einerseits sind es oft Haushalte mit Kindern, die aufgrund sozialer oder wirtschaftlicher Gründe die Nähe einer solidarischen Nachbarschaft in zentraler Lage dem Einfamilienhaus am Stadtrand vorziehen. Andererseits sind es Menschen über 55 Jahre, oftmals Frauen, die aufgrund aktueller Szenarien (Alleinlebend, steigende Wohnkosten, Altersarmut etc.) einer Vereinsamung entgegenwirken wollen.<sup>24</sup> Beide Gruppen verorten sich in der Pflege ihrer sozialen Beziehungen aufgrund ihrer Lebenssituation besonders im direkten Wohnumfeld. Ein besonderes Interesse der kommenden Altersgeneration an solchen Wohnformen wird auch in Umfragen belegt.<sup>25</sup> Auch konnte in Untersuchungen der Mehrwert solcher Projekte in Bezug auf soziale Integration und Unterstützung belegt werden. Die Bewohnerschaft in solchen Projekten haben häufig einen regen sozialen Austausch und entlasten sich durch niederschweligen Hilfebereich gegenseitig. Und selbst wenn sie keine schwere Pflege absichern können, zeigen sich im sozialen Bereich zumindest Entlastungseffekte für pflegende Angehörige. Für ebenfalls im Projekt lebende Angehörige ermöglichen z.B. solche Wohnprojekte eine fortlaufende Anbindung und wirken damit der Isolation, wie sie bei häuslicher Pflege öfter vorkommt, entgegen.<sup>26</sup> Die Entscheidung für ein Leben im gemeinschaftlichen Wohnprojekt ist vor allem auch eine Entscheidung für die Mitgestaltung des eigenen Wohnens. Grundlegende Eigenschaften dieser Wohnform sind schließlich die Selbstverwaltung, die Mitbestimmung und die Entscheidungsteilnahme. So entsprechen die Bewohnerinnen und Bewohner gemeinschaftlicher Wohnprojekte dem Leitbild aktiver Bürgerinnen und Bürger: Sie vertreten ihre

---

<sup>21</sup> Becher/Bura 2002 echer, Britta; Bura, Josef (2002): Gemeinschaftliche Wohnformen für eine zukunftsorientierte Stadtentwicklung. In: Stättbau Hamburg GmbH (Hrsg.): Wohnprojekte, Bau-gemeinschaften, soziale Stadtentwicklung. Das Stättbau-Buch. Hamburg. und Krosse 2005: 43

<sup>22</sup> [www.stiftung-trias.de](http://www.stiftung-trias.de)

<sup>23</sup> [https://shop.arl-net.de/media/direct/pdf/nachrichten/2016-1/Nachr\\_1-2016\\_Fedrowitz\\_S9-12\\_online.pdf](https://shop.arl-net.de/media/direct/pdf/nachrichten/2016-1/Nachr_1-2016_Fedrowitz_S9-12_online.pdf)

<sup>24</sup> Fedrowitz, Micha; Gailing, Ludger (2003): Zusammen wohnen. Gemeinschaftliche Wohnprojekte als Strategie sozialer und ökologischer Stadtentwicklung. Dortmund. = Dortmunder Beiträge zur Raumplanung. Blaue Reihe 112.

<sup>25</sup> Gangl, K (Hrsg.) (2011): Themenkompass Älterwerden in Deutschland. Aktuelle Bevölkerungsbefragung; Markttrends, mit Technik länger selbständig; Wohnen im Alter, Sicherheit hat Priorität; Assistenzsysteme, im Alltag unterstützen, Frankfurt/Main

<sup>26</sup> Philippsen, Christine (2014): Soziale Netzwerke in gemeinschaftlichen Wohnprojekten. Eine empirische Analyse von Freundschaften und sozialer Unterstützung. Opladen, Berlin, Toronto.)

eigenen Interessen, sie verfolgen individuelle Lösungswege und organisieren ihre Versorgung innerhalb eines „machbaren“ Rahmens – auch ohne Unterstützung des Staates. Die Bewohnerschaft widmet sich hier der Entwicklung von Strategien zur Bewältigung eigentlich gesamtgesellschaftlicher Problemlagen und kümmert sich in diesem Kontext auch um ihre isolierten Mitbewohner\*innen.<sup>27</sup>

In der Praxis werden gemeinschaftliche Wohnformen in sehr unterschiedlichen Varianten umgesetzt. Sie werden in verschiedenen Rechts- und Eigentumsformen (häufig auch in Genossenschaftsmodellen) realisiert und mischen Elemente verschiedener Wohnformtypen – z. B. Kleinwohnungen (Einzel-, Paar- oder Familienwohnungen) und Wohngemeinschaften. Auch die Grenzziehungen über Art und Umfang des Gemeinschaftslebens sind in den umgesetzten Projekten sehr unterschiedlich, ebenso die gegenseitigen Hilfeleistungen. Sie passen sich so den individuellen und sehr unterschiedlichen Wohnwünschen an. Das Spektrum machen die Projekte eines vom *Bundesfamilienministerium* geförderten Modellprogramms „*Gemeinschaftlich wohnen, selbstbestimmt leben*“ deutlich.<sup>28</sup>

Die Umsetzung solcher Projekte ist jedoch mit vielfältigen Herausforderungen verbunden, was auch als eine Ursache für die noch eher geringe Verbreitung gesehen wird. **Herausforderungen** bei der Umsetzung solcher Konzepte sind: Geeignete Wohnungen zu finden, die viel Individualfläche und Gemeinschaftsfläche bieten; der Gruppenfindungsprozess und die Einigung auf das zu lebende Maß an Gemeinschaft; Nachfolgebelegungen für neue Bewohner\*innen; Umgang mit konflikthaften Auseinandersetzungen; Versorgung bei schwerer Pflege, um Umzüge in andere Versorgungsformen zu vermeiden. Gezielte Unterstützung bei Aufbau und Begleitung bei der Umsetzung sind daher wichtige Bausteine, um die Verbreitung solcher auch gegen Einsamkeit wirkenden Wohnkonzepte zu sichern. Wir befinden uns schon seit längerem in einem Umwandlungsprozess, in dem verwandtschaftliche Netzwerke von anderen außerfamiliären Netzwerken abgelöst oder ergänzt werden. Die sozialen Umfelder werden „vielschichtiger“<sup>29</sup> und dies erfordert ein neues aktives und unterstütztes „Beziehungsmanagement“.<sup>30</sup>

## Die digitale Stadt

### **9. Welche Möglichkeiten können digitale Entwicklungen wie Smart City und Smart Home gegen Einsamkeit bieten? Welche Entwicklungen der vergangenen Jahre sehen Sie als am relevantesten?**

Das Stigma der sozialen Isolation, das dem Altersbild in der öffentlichen Wahrnehmung vielfach anhaftet, lässt sich im digitalen Zeitalter nicht einfach aufrechterhalten. Viele der digitalen Technologien, die unseren Alltag prägen, zielen darauf ab, Distanzen zu überwinden, Einsamkeitsgefühle zu vermeiden und Verbindungen zwischen Menschen zu schaffen. Die Älteren der Zukunft wachsen bereits in dieser vernetzten Welt auf und werden auch mit 80 Jahren nicht mehr auf diese Technologien verzichten.

Besonders die **digitalen Informations- und Kommunikationsmedien** sind relevante Entwicklungen gegen soziale Isolation und Einsamkeit. Laut Statistischem Bundesamt nutzte 2015 fast die Hälfte aller Personen ab 65 Jahren das Internet – und mit ihr eine Vielzahl neuer Möglichkeiten der sozialen Integration und Kontaktaufnahme. Plattformen wie *Seniorbook* in Deutschland, die sich 2016 in *wize.life* umbenannte, ist ein deutschsprachiges Service- und News-Portal mit aktiver Community. Es bezeichnet sich selbst als „Community für Menschen mit Erfahrung ab 45 Jahren“. Laut den

<sup>27</sup> [https://shop.arl-net.de/media/direct/pdf/nachrichten/2016-1/Nachr\\_1-2016\\_Zibell\\_S13-17\\_online.pdf](https://shop.arl-net.de/media/direct/pdf/nachrichten/2016-1/Nachr_1-2016_Zibell_S13-17_online.pdf)

<sup>28</sup> [http://verein.fgw-ev.de/files/2020-02b\\_forum\\_broschuere\\_abschlussdoku\\_modellprogramm\\_pdf-ua.pdf](http://verein.fgw-ev.de/files/2020-02b_forum_broschuere_abschlussdoku_modellprogramm_pdf-ua.pdf)

<sup>29</sup> Neef, Andreas (1999): Schnittstelle der Herzen – Die Zukunft des sozialen Lebens am Netz. In: ZUKÜNFT. Zeitschrift für Zukunftsgestaltung & vernetztes Denken. Ausgabe 30, Winter 99/2000, 16-18.

<sup>30</sup> [https://shop.arl-net.de/media/direct/pdf/nachrichten/2016-1/Nachr\\_1-2016\\_Zibell\\_S13-17\\_online.pdf](https://shop.arl-net.de/media/direct/pdf/nachrichten/2016-1/Nachr_1-2016_Zibell_S13-17_online.pdf)

Betreibern zeigt sich in diesem Netz ein authentisches Bild vom Älterwerden. Insbesondere das sogenannte "Schwarze Brett", eine digitale Pinnwand, erfreut sich bei den Nutzer\*innen größter Beliebtheit. Registrierte Nutzer\*innen können sich über Ernstes und Alltägliches austauschen, Fotos hochladen, Gruppen nach Interesse gründen sowie Freunde, Freundinnen oder Partner\*innen finden. Die Plattform wird von rund 300.000 Nutzer\*innen im Monat besucht und verzeichnet dabei 17 Millionen Seitenaufrufe.<sup>31</sup>

Das Internet bietet älteren Menschen zahlreiche Chancen, doch vielen fällt der Einstieg in die digitale Welt schwer – vor allem den aktuell Hochaltrigen - und angesichts der schnellen technischen Entwicklung ist nicht gesichert, dass die heute affinere junge Altengeneration auch in Zukunft diese Medien problemlos bedienen kann, weil ihnen das Lernfeld in der Arbeitswelt oder durch eigene Kinder fehlt. **Lebenslanges Lernen** im Umgang mit den neuen Techniken ist daher eine gezielte Forderung, die Digitalisierungs-Expert\*innen im 8. Altenbericht bekräftigt haben.<sup>32</sup> Auf ihrem Weg zu einem souveränen Umgang mit digitalen Medien ist Unterstützung wichtig. Das Projekt „*Digital-Kompass*“ bietet z. B. Schulungsmaterialien und praktische Tipps für Kurse. Bei digitalen Stammtischen antworten Expertinnen und Experten direkt auf Fragen von Engagierten. Bis 2021 eröffnet der Digital-Kompass zudem bundesweit rund 75 Digital-Kompass-Standorte. Sie sind Anlaufstellen für interessierte Seniorinnen und Senioren, die im Umgang mit dem Internet Unterstützung suchen, und zugleich Anlaufstelle für Internet-Trainer\*innen, die sich weiterbilden möchten. Der Digital-Kompass ist ein Projekt der BAGSO - *Bundesarbeitsgemeinschaft der Seniorenorganisationen und Deutschland sicher im Netz e.V.* Es wird gefördert durch das *Bundesministerium der Justiz und für Verbraucherschutz*.<sup>33</sup>

Weitere Chancen gegen Einsamkeit bieten umfassende digitale Entwicklungen wie **Smart Home, Smart City oder Smart Living**. Dies zu etablieren, bleibt aktuell noch eine Herausforderung, wie der aktuelle Digitalgipfel der Bundesregierung noch einmal verdeutlicht hat.<sup>34</sup> Während zumindest Elemente von Smart Home Systemen langsam Eingang in die Nutzerwelt finden, dauert die Etablierung von Smart City- oder vor allem Smart Living-Systemen länger als ursprünglich prophezeit. Im Gegensatz zu Smart Home und Smart City ist das Smart-Living-Konzept nicht begrenzt auf eine bestimmte Örtlichkeit, sondern soll alle Aspekte des Lebens umfassen und damit auch dem Risiko der Einsamkeit begegnen können. Das Konzept enthält Komfort- und Sicherheitsszenarien für technikaffine und freizeitorientierte Menschen sowie Hilfen für Personen, die auf Unterstützung angewiesen sind und z. B. ihrer sozialen Isolation begegnen wollen. Ein einzelnes Apartment mit intelligenter Technik macht jedoch noch längst kein Smart Living. Das Zuhause muss eingebettet sein in größere intelligente und vernetzte Strukturen.

**Digitale Quartiere** für Senior\*innen zählen zu den ersten Smart-Living-Modellprojekten. Das Wohn- und Quartierzentrum, kurz *WoQuaZ*, in Weiterstadt in Hessen, ist ein solches Smart-Living-Modellprojekt. In dem Gebäude befinden sich insgesamt 22 seniorengerechte Wohnungen und eine Demenz-WG. Neben vollkommen »nicht smarten« Einrichtungen, wie behindertengerechten Wohnungen, Tagespflege, Café oder Wäscheservice, gibt es dort viel elektronische Unterstützung. Die Wohnungen sind dazu mit Sensoren ausgestattet. Wenn z.B. das Fenster zur Stoßlüftung geöffnet wird, regulieren sich die Heizungen nach unten. Muss man nachts auf die Toilette, geht das Licht automatisch an. Etliche weitere Smart-Home-Funktionen erleichtern den Alltag im eigenen Zuhause. Wenn ein Bewohner stürzt und hilflos auf dem Boden liegt, wird ein Alarm ausgelöst. Dann kommt jedoch nicht gleich der Notarzt, sondern es wird erst einmal der/die Nachbar\*in informiert, d. h. die Technik ist auch in ein soziales Netz eingebunden und unterstützt die soziale Integration.<sup>35</sup> Solche Systeme können so der Einsamkeit entgegenreten.

---

<sup>31</sup> <https://wizelife.de/>

<sup>32</sup> <https://www.achter-altersbericht.de/>

<sup>33</sup> <https://www.bagso.de/projekte/digital-kompass/>

<sup>34</sup> <https://www.bmwi.de/Redaktion/DE/Artikel/Digitale-Welt/digital-gipfel.html>

<sup>35</sup> <https://www.woquaz.com/unsere-partner-ihre-service/wohngemeinschaft-f%C3%BCr-demente-menschen/>

Expert\*innen sehen aktuell jedoch verschiedene Herausforderungen bei der Etablierung solcher Systeme. Ein **Problem ist die Privatsphäre**; ein echtes Smart-Living-Konzept funktioniert nicht ohne einen umfangreichen Datenaustausch: Dazu müssen Privatpersonen, Unternehmen, medizinische Einrichtungen, Behörden und so weiter miteinander vernetzt werden und Daten austauschen. Methoden und Technologien, die Cybersicherheit und Privatsphärenschutz über alle Lebensbereiche hinweg nachhaltig sicherstellen, gibt es allerdings noch nicht. Lösungen soll unter anderem das *Nationale Forschungszentrum für angewandte Cybersicherheit (CRISP)* der *Fraunhofer Gesellschaft* in Darmstadt liefern. Seit dem 1. Januar 2019 ist dieses eine vom *Bundesministerium für Bildung und Forschung* geförderte dauerhafte Einrichtung. Insbesondere die digitale Vernetzung innerhalb einer Smart City, die Weitergabe von Informationen und die Schnittstellen sind hier wesentliche Forschungsschwerpunkte. Doch bis wirklich umsetzbare Konzepte vorliegen, dauert es nach Expertenmeinung noch einige Jahre. Allein die Technik für Datenschutz und Kompatibilität der Systeme reicht aber für deren Umsetzung nicht aus. Es braucht weiterhin **Standards** und einen rechtlichen Rahmen. Auch die führenden Akteure der Branche haben erkannt, dass sie das Potenzial des Smart-Living-Markts nur ausschöpfen können, wenn sie sich auf ein gemeinsames Vorgehen einigen. Daher hat etwa das *VDE Prüf- und Zertifizierungsinstitut* ein Gremium gebildet, um eine Standardisierung für smarte Technologie auszuarbeiten. Ein Zertifikat für Smart-Home-Produkte stellt das Institut bereits aus.<sup>36</sup> Mit der Wirtschaftsinitiative »Smart Living«, die vom *Bundesministerium für Wirtschaft und Energie* koordiniert wird, sollen für die smarte Technik nötigen rechtlichen Grundlagen geschaffen werden.<sup>37</sup>

Weiterhin bedarf es Initiativen, um die gesellschaftliche **Akzeptanz** solcher Systeme zu verbessern. Denn tatsächlich besteht in vielen Teilen der Bevölkerung noch große Verunsicherung und Misstrauen gegenüber der Technologie. Insbesondere die heutige Rentnergeneration begegnet solchen Techniksystemen mit sichtlicher Skepsis. Dies ist für deren Etablierung ungünstig, da vor allem sie davon erheblich profitieren können. Mit Hilfe der digitalen Assistenzsysteme können sie deutlich länger in den eigenen vier Wänden wohnen bleiben. Zukünftig könnten Smart Living-Systeme auch die Seniorenbetreuung besser sichern. Die noch geringe Akzeptanz ist auch auf die hohen **Kosten** zurück zu führen. In der Regel sind die Systeme ziemlich kostenspielig, sie können daher ihre Potenziale zur Begegnung von Einsamkeit bisher auch nur begrenzt ausschöpfen. Doch auch hier sucht man nach Lösungen. In dem Pilotprojekt »*Zusammenleben 4.0*« in Halle-Neustadt entsteht z. B. in ehemaligen Plattenbauten ein smartes und seniorengerechtes Modellquartier für 4000 Menschen. Die Bewohner haben meist wenig Geld und können sich weder ein smartes Zuhause noch ausreichend Pflege und medizinische oder spezielle soziale Betreuung leisten. Doch Smart Living soll die Kosten für die Pflege und Gesundheit in der Altersversorgung durch den Einsatz von innovativer Technik reduzieren, heißt es in der Projektbeschreibung. Zudem solle das Quartier dafür sorgen, dass soziale Teilhabe bis ins hohe Alter erhalten bleibt. Im »*Zusammenleben 4.0*« plant man, neben den Wohnungen auch das Quartier mit smarten Technologien auszustatten. Eine Idee ist beispielsweise, den Rollator zu sperren, wenn sein/seine Nutzer\*in das Wohnviertel verlassen will. Man kann Navigationshilfen installieren, damit die Bewohner\*innen wieder zurückfinden. Hier geht es über vom Smart Home zum digitalen Quartier.<sup>38</sup> Auf solchen Quartieren kann dann die digitale Stadt aufgebaut werden. Jedoch gehen Expert\*innen davon aus, dass es vielleicht noch 20 oder 30 Jahre dauert bis solche umfassenden Systeme marktfähig werden. Das eigentlich größte Problem der Technik habe man bisher gar nicht gelöst: Jeder Mensch ist anders, die Situationen sind von Person zu Person verschieden. Aber die heute auf dem Markt erhältlichen Produkte sind nicht in der Lage, ausreichend von selbst zu differenzieren, sondern müssen aufwändig konfiguriert werden.

---

<sup>36</sup> <https://www.iot-tests.org/de/2017/09/av-test-zeichnet-hersteller-mit-dem-test-siegel-fuer-smart-home-security-aus/>

<sup>37</sup> <https://www.spektrum.de/news/senioren-sind-skeptisch-gegenueber-dem-smart-home-doch-sie-koennten-profitieren/1677944>

<sup>38</sup> [https://www.haneuer.de/files/16711D3B523/FLYER\\_A4\\_01.pdf](https://www.haneuer.de/files/16711D3B523/FLYER_A4_01.pdf)

Expert\*innen erwarten, dass die Systeme erst in dieser Richtung intelligenter werden müssen, bevor sie flächendeckend verbreitet werden.<sup>39</sup>

## Lernen vom Anderen

### **10. Was kann die private Wohnungsbauwirtschaft leisten, um Einsamkeitsfaktoren im urbanen und ländlichen Raum zu reduzieren? Welche Rolle können Wohnungsbaugenossenschaften und andere Akteure in Zukunft einnehmen?**

Private Wohnungsbauwirtschaft kann vor allem für eine barrierefreie Gestaltung des Wohnungsbaus und eine kommunikationsfördernden Bauweise der Wohnprojekte mit Sorge tragen und so einen Beitrag leisten, um Einsamkeitsfaktoren zu reduzieren. Auch durch die Einstellung eines „sozialen Kümmerers“ können sie einen Beitrag leisten. Dafür müssen hier jedoch Finanzierungsmöglichkeiten gesichert werden. Wohnungsbaugenossenschaften bieten aufgrund ihrer Mitbestimmungsmöglichkeiten ein besonders interessantes Modell, um Einsamkeitsfaktoren zu reduzieren. Sowohl die bauliche Gestaltung als auch die sozialen Rahmenbedingungen zur Vermeidung von sozialer Isolation können die Mitglieder\*innen der Baugenossenschaft sozial integrativ mitgestalten. Spezielle Sozialgenossenschaften wie z. B. Seniorengenossenschaften können zudem einen wesentlichen Beitrag leisten für den sozialen Austausch im Wohnprojekt oder im Quartier. Die Gründung von Genossenschaften bleibt jedoch für viele eine Herausforderung. Zielführend sind hier Begleitinstitutionen, wie dies z. B. im Rahmen der Landesstrategie „Quartier 2030“ in Baden-Württemberg mit dem Genossenschaftsverband eingerichtet wurde.<sup>40</sup>

### **11. Welchen Einfluss haben Nachbarschaftsstrukturen auf das Empfinden von Einsamkeit? Welche Rückschlüsse ergeben sich hieraus für die Stadtplanung? Welche Unterschiede zeichnen sich hier zwischen Stadt und Land ab?**

Siehe hierzu lebendige Nachbarschaften Frage 7 und Stadt-Land-Welten in Frage 12.

### **12. Was sagt die regionale Verteilung von Einsamkeit über Faktoren in Stadt und Land aus? Was ist „das Beste aus beiden Welten“ und was können beide voneinander lernen?**

Gerade ländliche Regionen bringen einige gute Voraussetzungen mit, auf die die Verantwortlichen bei der Umsetzung unkonventioneller Lösungen zur Verhinderung sozialer Isolation und damit des Risikos von Einsamkeit zurückgreifen können. Die Bereitschaft der Bürgerschaft, sich ehrenamtlich für ihre Mitmenschen zu engagieren, ist in ländlichen Regionen häufig vergleichsweise hoch. Für viele ist es selbstverständlich, Verantwortung füreinander und für die Gemeinde zu übernehmen – etwa in Politik, Wirtschaft, Kirche oder Vereinen. Die Menschen im Ort kennen sich gut. Soziale Beziehungen sind häufig verbindlicher als in den Städten. Weiterhin kann die dezentrale sozialraumorientierte Organisation auch für städtische Regionen ein Vorbild sein, um Einsamkeit zu begegnen. Die Bildung und der Erhalt „Sorgender Gemeinschaften“ auf **einräumiger, dezentraler Ebene**, die in ländlichen Regionen über viele Jahre gewachsen sind, kann für städtische Regionen vielfältige Anregungen geben. Zudem sind ländliche Regionen aufgrund der Ausdünnung der Infrastruktur auf vielfältige unkonventionelle Lösungen und kreative Ideen angewiesen und haben diese auch in den vergangenen Jahren entwickelt. Dieses „**Laboratorium für kreative Ideen**“ bietet auch für städtische Regionen vielfältige Anregungen – wie z. B. die vielfältigen kleinräumigen, beteiligungsorientierten

<sup>39</sup> <https://www.spektrum.de/news/senioren-sind-skeptisch-gegenueber-dem-smart-home-doch-sie-koennten-profitieren/1677944>

<sup>40</sup> [https://www.quartier2030-bw.de/angebote/beratung\\_foerderung/\\_Beratung-F%C3%B6rderung.html](https://www.quartier2030-bw.de/angebote/beratung_foerderung/_Beratung-F%C3%B6rderung.html)

und mobilen Ideen, um Einsamkeit zu begegnen.<sup>41</sup> Dies schließt auch die Diskussionen ein, zu prüfen, ob vor dem Hintergrund des gesellschaftlichen Wandels und insbesondere dem wachsenden Problem von Einsamkeit gängige Standards noch einmal auf den Prüfstand gestellt werden müssten.

**Standarderprobungsgesetze**, Experimentierklauseln sowie die Festlegungen von Standards in Abhängigkeit von Raummerkmalen könnten mögliche Strategien sein, um Einsamkeit zu vermeiden.

In städtischen Regionen können vor allem **fachliche Potenziale** aktiviert werden, die in ländlichen Regionen vielfach fehlen. Diese fachlichen Potenziale können als **Lanzenbrecher** genutzt werden, um z. B. unkonventionelle Strategien und Wohnformen gegen Einsamkeit umzusetzen, für die viel professionelles Know-how bei der Umsetzung gebraucht wird und die z. T. auch rechtlich neue Wege beschreiten müssen. So sind z. B. ambulant betreute Pflegewohngemeinschaften zunächst eher in städtischen Regionen entstanden, da sie enorme ordnungs- und leistungsrechtliche Fachkenntnisse bei der Umsetzung erfordern. Diese Wohnform ist jedoch gerade auch für ländliche Regionen ein attraktives Wohnmodell, das der sozialen Isolierung Pflegebedürftiger entgegentritt. Ebenso entwickeln sich **neue Formen der Beteiligung** wie das bürgerschaftliche Engagement – das Mitbestimmen beim Engagement einfordert – leichter in städtischen Regionen, wie Untersuchungen bestätigen. Städtische Regionen können für solche einsamkeitsreduzierende Engagementformen eine Vorreiterrolle für ländliche Regionen spielen.

### **13. Was kann man aus dem (europäischen) Ausland lernen?**

Ein Blick in das (europäische) Ausland bietet einige Anregungen zu Einsamkeit vermindernenden **Maßnahmen**. Z. B. gibt es auch hier interessante Kommunikationsplattformen für Senior\*, so z. B. *Stitch* in Australien, das neben romantischen Bekanntschaften viele weitere Möglichkeiten bietet, um sich mit anderen Senior\*innen zu vernetzen: Reisepartner\*innen, Wandergruppen oder Kunst- und Kulturliebhaber\*innen finden sich hier zusammen und organisieren gemeinsame Freizeitaktivitäten. Die britische Variante *Contact the Elderly* fördert den aktiven nachbarschaftlichen Austausch durch die Organisation von Tea Times bei wechselnden Gastgeber\*innen – inklusive Fahrdienst.<sup>42</sup> Die Stadt Frome im Südwesten Englands z. B. stellt 550 „Community Connectors“ ein, die Menschen und Institutionen miteinander in Kontakt bringen sollen. In Los Angeles experimentiert man mit „People Walkers“, die mit Einsamen Spaziergänge durch die Stadt unternehmen. Ähnliche Einzelinitiativen gibt es auch in Deutschland, wie die Ausführungen gezeigt haben. Wenig ist jedoch bisher darüber bekannt, wie verbreitet solche Beispiele und Maßnahmen sind und wie sie gegen Einsamkeit tatsächlich wirken. Hier besteht auch in Deutschland noch hoher **Forschungsbedarf**.

Mit einzelnen Maßnahmen ist es auch nicht getan. Es bedarf einer systematischen Strategie. Die Initiative der Bundesregierung „*Wir kümmern uns um die Kümmerten*“ bietet erste Eckpunkte für eine **Strategie** gegen Einsamkeit. Jedoch kann man vielleicht auch in Deutschland von der durch die britische Regierung aufgelegte nationale Strategie gegen Einsamkeit „*Connected Society*“ mit einem eigenen Einsamkeitsministerium lernen. Hier fehlen jedoch noch übertragbare Forschungsergebnisse. Interessante Erfahrungen bietet auch das Ende September 2019 durch das *Bundesfamilienministerium* durchgeführte internationale Seminar zum Thema "Strategien gegen Einsamkeit und soziale Isolation im Alter". Die Teilnehmenden aus elf EU-Ländern diskutierten über von Isolation und Einsamkeit betroffene Risikogruppen sowie politische Strategien und Praktiken auf

---

<sup>41</sup> Vergleiche u.a. hierzu Berlin-Institut für Bevölkerung und Entwicklung (2015): *Von Hürden und Helden. Wie sich das Leben auf dem Land neu erfinden lässt*. Berlin, Berlin-Institut für Bevölkerung und Entwicklung (2018): *Land mit Zukunft. Neue Ideen vom Runden Tisch*. Berlin.

<sup>42</sup> <https://www.zukunftsinstitut.de/artikel/silver-dating-vernetzt-statt-einsam/>



nationaler, regionaler und lokaler Ebene.<sup>43</sup> Auch hier sind jedoch systematisch Übertragungsmöglichkeiten zu prüfen.

Was man aus dem europäischen Ausland auch lernen kann ist, dass auch bei der Bewältigung dieser gesellschaftlichen Herausforderungen Kommunen zu Schlüsselakteuren werden. **Lokale Lösungen** sind gefordert. Ein interessantes Beispiel für eine visionäre Kommunal-Verwaltung, die eine städtische Strategie zur Bekämpfung von sozialer Isolation entwickelt hat und gezielt ein gemeinsames Miteinander in der Kommune fördert, ist die *Active Citizenship Policy* der dänischen Stadt Aarhus.<sup>44</sup> Beispiele für deutsche kommunale Strategien gegen Einsamkeit bietet auch die Broschüre *Körper-Stiftung „(Gem)einsame Stadt? Kommunen gegen soziale Isolation im Alter“*.<sup>45</sup>

## Infrastruktur

### **14. Wie wichtig ist die Infrastruktur und Verkehrsplanung, insbesondere der ÖPNV, bei der Bewertung, ob eine Stadt bzw. ein Ort lebenswert ist? Welche Rolle spielt dies im Kontext der Einsamkeit?**

Siehe oben unter dem Aspekt Mobilität Frage 7.

## Anderes

### **15. Auf welchem Wege sollten welche weiteren Akteure (stärker) in Stadtentwicklungsdiskussionen und -prozesse integriert werden, um das Thema Einsamkeit zu adressieren?**

Die aktuellen und zukünftigen gesellschaftlichen Herausforderungen – zu denen besonders auch das Thema Einsamkeit gehört – können nicht von einem Akteur alleine bewältigt werden. Ein Zusammenwirken vieler im Sinne eines **Welfaremix** ist gefordert. Immer schon ist Wohlfahrt in einem Mix von Staat, Markt und informellem Sektor (also Familie, Freundinnen/Freunde, Zivilgesellschaft) produziert worden. Mit Blick auf die durch den demografischen Wandel begrenzten staatlichen Ressourcen für die Wohlfahrtsproduktion wird seit Jahren über die Neujustierung des Wohlfahrts-Mixes nachgedacht. Dabei geht es zum einen darum, den Markt bei der Wohlfahrtsproduktion durch die Einbindung kommerzieller Leistungserbringer stärker zu berücksichtigen und dem Staat vorrangig die Rolle eines Initiators und Moderators zuzuweisen. Zum anderen geht es um einen stärkeren Einbezug des informellen Sektors, also der Familien, Nachbarschaften und Zivilgesellschaft als drittem Sektor und die Akteure müssen in geteilter Verantwortung gemeinschaftlich zusammenwirken.<sup>46</sup> Dieser neue Welfaremix ist auch für die Bewältigung der gesellschaftlichen Herausforderungen von Einsamkeit eine zielführende Strategie.

Letztlich geht um den Aufbau einer neuen Sorgeskultur sog. **Sorgender Gemeinschaften** - der Caring Community -, zur Bewältigung des Themas Einsamkeit. *Sorgende Gemeinschaften* gehen davon aus, dass alle Menschen Potenziale und Ressourcen besitzen, die sie in die Gemeinschaft einbringen können und wollen. Auf der kleinsten Ebene (Dorf, Nachbarschaft) wird „verhandelt“, wie diese Potenzi-

---

<sup>43</sup>

[https://www.bagso.de/fileadmin/user\\_upload/bagso/06\\_Veroeffentlichungen/2019/BAGSO\\_Themenheft\\_Gemeinsam\\_statt\\_einsam\\_barrierefrei.pdf](https://www.bagso.de/fileadmin/user_upload/bagso/06_Veroeffentlichungen/2019/BAGSO_Themenheft_Gemeinsam_statt_einsam_barrierefrei.pdf) So z.B.

<sup>44</sup> <https://online.flippingbook.com/view/290533/24-25/>

<sup>45</sup> <https://online.flippingbook.com/view/290533/24-25/>

<sup>46</sup> Lincke, Hans-Joachim (2012): Welfare-Mix als neue Architektur des Sozialen. In: DStGB Dokumentation, 110/2012; S. 9-10.

ale und Ressourcen in freiwilliger Selbstverpflichtung zur Gestaltung des gemeinsamen Zusammenlebens und zum Aufbau von Hilfs- und Unterstützungsstrukturen – auch zur Verhinderung von Einsamkeit - eingesetzt werden können. Dazu gehört mit Blick auf das „Leben im Alter“ u. a. das Aufspannen eines Sorgenetzes, das es betroffenen hilfs- und pflegebedürftigen Personen ermöglicht, möglichst lange selbstbestimmt vor Ort zu leben und aktiv am gesellschaftlichen Leben teilzuhaben. Ein solches Sorgenetz, das vom einzelnen Individuum ausgehend gedacht wird, ist an den **sozialen Nahraum** der Person gebunden, sodass *Sorgende Gemeinschaften* immer einen sozialräumlichen Bezug verfolgen und eng mit Quartierskonzepten oder sozialraumorientierten Ansätzen verwoben sind.

In *Sorgenden Gemeinschaften* werden die Erbringung von Daseinsvorsorgeleistungen und damit auch von sozial integrativen Unterstützungsleistungen an das Dorf bzw. die Nachbarschaft adressiert, die diese in Selbstorganisation mit vielfältigen professionellen, kommunalen und zivilgesellschaftlichen Partner\*innen erbringen soll.<sup>47</sup> In einem Wechselspiel aus Selbstverantwortung und neuem öffentlichen Handeln soll die „Koproduktion von Gemeinwohl“<sup>48</sup> gesichert werden. Dieses Leitbild der *Sorgenden Gemeinschaften* kann ein Ansatz sein, um auch den enormen Herausforderungen von Einsamkeit zu begegnen. Dieses Leitbild will die Individualität vorantreiben und sie mit der flexiblen Gemeinschaft verbinden. Es geht um einen rückgekoppelten Individualismus, der seine Heimat in der Resonanz mit anderen und in der Differenzierung des eigenen Selbst findet: Wir sind einzigartig, aber wir sind angewiesen auf Verbundenheit und Verbindung. „Es geht um einen Neo-Humanismus, der den alten Traum vom sozialen Fortschritt auf eine neue Weise lebt: als Utopie der Selbstentfaltung, der Selbstfindung in einer sozial verbundeneren und vielfältigeren Welt.“<sup>49</sup>

---

<sup>47</sup> Bundesministerium für Verkehr und digitale Infrastruktur (2015):

<sup>48</sup> Ebd.:109

<sup>49</sup> <https://www.zukunftsinstitut.de/artikel/zukunftsreport/das-monster-der-moderne-einsamkeit/>